

---

### Gedächtnisrede auf Friedrich Schuch

Das ist ein harter, bitterer Abschied, den wir in dieser Stunde nehmen. Wir müssen uns trennen — im Raum und in der Zeit, wenn auch nicht im Geiste — von einem seltenen Menschen, von einem reinen und liebenswerten Dichter.

Uns Deutschen ist jene französische Unterscheidung ja fremd, welche nur den, der Verse schreibt, einen Poeten, denjenigen aber, der sein Weltbild in Prosa gestaltet, einen écrivain, einen Schriftsteller nennt. Und doch liegt manchem unserer Theoretiker noch heute Schillers strenges Wort im Blut und im Sinn, wonach der Romanschreiber nur der Halbbruder des Dichters wäre. Er mag weniger sein, als das, in gewisser Sphäre. Aber nicht diese Sphäre war es, worin unser Freund atmete, und jede Seite seines Lebenswerkes läßt jene Lehre als unhaltbar und veraltet erscheinen. Denn der Autor des „Peter Michel“, der „Geschwister“ und des „Enzio“ gehörte zu den Wenigen, welche den deutschen Roman zur Dichtung zu erhöhen, emporzuläutern, ihm als Kunstgattung die Ebenbürtigkeit mit dem Drama, der Lyrik zu erwirken bestrebt waren und sind. Nicht in programmatischer Absichtlichkeit zeigte er

sich an diesem Werke, sondern in freiem, sendungsmäßigem Schaffen, und wie es im Epilog zur Glocke heißt, daß der vereinigste Meister das „bretterne Gerüste“ nicht verschmäht habe, um die höchsten Gegenstände der Menschheit darauf abzuhandeln, so war hier ein Künstler, der, ausgestattet mit allem, was nur irgend für dichterisch gilt: mit lyrischen und symbolischen Kräften, mit einem geheimnisvollen Humor, mit tiefsinnerlicher Musikalität, mit heiter-schmerzlicher Kenntnis der Menschenseele, mit inbrünstigem Naturempfinden, die Form oder Unform der breiten Prosaerzählung, des Romans nicht verschmähte, um solchen dichterischen Vollgehalt darein zu ergießen: „Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig, den Wert der Kunst, des Künstlers Wert erhöht.“

Daß so garten und gehobenen Werken sofort Erfolg beschieden sein konnte, daß wenigstens ein und das andere von Friedrich Huchs Büchern schon heute massenweise im Publikum verbreitet ist, das ist eine der erfreulichsten Tatsachen der neuesten Literaturgeschichte; und uns Zurückbleibenden mag es ein tröstender Gedanke sein, daß der zu früh Geschiedene Zeit gehabt hat, die Sympathie, das Vertrauen, den erwärmenden Beifall seines Volkes zu erfahren. Wenn es so sein konnte, so lag es an den hervorragend nationalen Eigenschaften, welche dies Werk auszeichnen: denn ein außergewöhnliches Kunstwerk kann unmittelbar einleuchten und Anklang finden, wenn es stark national ist. Friedrich Huch, dieser Mann mit dem holzschnittartigen Kopf und den blauen Seemannsaugen war ein kerndeutscher Künstler. Seine Kunst war allem verwandt, was uns deutsch heißt: der Dürers etwa, der Wilhelm Raabes, und der deutsche Leser fand darin den



skurrilen Humor, den er versteht, die fromme Liebe zur Musik, die er teilt, und jene männliche Reinheit der Phantasie und Empfindung, die er dort fordert, wo er verehren und kränzen soll.

Allein der kulturelle Sinn von Friedrich Huchs Leben war nicht rein literarischer Natur. Er beruhte, wie mir scheint, in einer persönlichen, neuen und heute fast idealgemäß wirkenden Mischung aus feinsten Intellektualität und prachtvoller Körperlichkeit, einer Mischung, welche alle modernen Wünsche und Bestrebungen, die man in das Schlagwort „Regeneration“ zusammenfaßt, sinnfällig verwirklichte. Seine Erscheinung, obgleich vom Geiste gezeichnet, blieb jünglingshaft bis zuletzt, und jünglingshaft war seine Lebenshaltung. Ich sehe ihn draußen im Wämbade, wie er, vom Sonnenbad kupferfarben, sich mit irgendeinem gymnastischen Sprunge und Schwunge ins Wasser stürzte. Ich sehe ihn auf dem Lande, in den Bergen, wie er mich vorigen Sommer von fernher zu Rade besuchte —, bestaubt, gebräunt, im offenen Leinenhemd —, ein großer, muskelreicher Junge. Und seine Bücher, darin sich die zartesten, innigsten Analysen und Gestaltungen seelisch-geistiger Angelegenheiten finden, — enthalten sie nicht fast ebensoviele Seiten, die von Freiluftleben, von Skilauf und Schlittschuhlauf und allen körperehrenden Übungen handeln? Mit dieser zwiefachen Orientiertheit, dieser persönlichen Mischung von geistiger Verfeinerung und Körperfreudigkeit und betonter Verehrung des Leibes, mit dieser wiedergewonnenen Vollmenschlichkeit schien er mir ein führender Verkünder jenes neuen Humanismus, dessen Heraufkunft wir fühlen. Und war es nicht vielleicht dieser humanistische Zug seines Wesens, der ihn zum Pädagogen machte? Wiederholt

war er als Erzieher tätig, und ich glaube es wohl, daß die Jungen an diesem Lehrer gehangen haben. Ich habe ihn ja mit Kindern gesehen: niemand verstand es besser, mit ihnen umzugehen. Er hatte eine Art, mit ihnen zu sprechen und ihnen zuzuhören, — eine vollkommen unironische, allem freundlichen Erwachsenen-Hochmut ferne, ernste, taktvoll sich gleichstellende Art, die wiederum human im schönsten Sinne des Wortes war.

Daß dieser blühende Mensch dahin, schon dahin sein soll, — wir fassen es nicht. Aber wenn er am Leben hing, wenn er gern gelebt hätte, ich glaube nicht, daß der Tod ihm als ein Fremder erschienen ist. Er war ein Dichter, und solche pflegen mit dem Tode auf vertrautem Fuße zu stehen; denn wer so recht der Vertraute des Lebens ist, der ist auch derjenige des Todes. Ein Philosoph hat gesagt, daß ohne den Tod auf Erden schwerlich philosophiert werden würde. Es würde schwerlich gedichtet werden auf Erden ohne den Tod. Wo wäre der Dichter, der nicht täglich seiner gedächte — in Grauen und in Sehnsucht? Denn die Seele des Dichters ist Sehnsucht, und die letzte, die tiefste Sehnsucht ist die nach Erlösung.

Wer „Mao“ schrieb, der kannte längst jederlei Müdigkeit, jederlei Heimverlangen — lange vor jener wundervollen Träumerei, die er zuletzt unter dem Titel „Requiem“ in der Münchener „Jugend“ veröffentlichte. Man hat Todesahnung in diesem Gedicht gefunden. Aber ist nicht mehr, ist nicht Todessehnsucht darin? Der Tod erscheint hier eigentlich nicht als epische Lösung und Notwendigkeit, er ist novellistisch kaum gerechtfertigt, die kleine Dichtung ist innerlich kaum komponiert, sie ist nichts als eine lyrische Phantasie vom Tode, und ihr Held, jener Künstler, in



dessen erstarrtes, wunschloses Antlitz am Ende der Schein des Mondes fällt, — er war es selbst, der ruhen sollte, Friedrich Huch.

In einem Briefe schrieb er: „Ich ziehe mich jetzt auf vierzehn Tage in die Klinik zurück. Dann will ich nach Polen aufs Gut meiner Freunde und tüchtig arbeiten.“ Das dachte er, das wollte er. Wußte und wollte seine Seele es anders? Zu denken, daß er ein Vollendeter war, ist schwer; denn er prangte ja in seiner Manneskraft, und wir wissen von einem unfertigen Werk, von weiteren Plänen. Zu denken, daß der Tod eines wichtigen Menschen ein bloßer, blinder, sinnloser Zufall sein könne, das ist noch schwerer. Er ahnte und starb. Und uns bleibt nichts, als zu erschauern und uns zu beugen.

Aber gibt es Todesahnungen nicht allein für den, der sterben wird? Ich hätte hundertmal Veranlassung gehabt, ihm zu schreiben, ihn zu seiner Produktion zu beglückwünschen, ihn meines herzlichen Anteils zu versichern. Jetzt, vor ein paar Wochen, schrieb ich ihm, dankte ihm aus spontanem Bedürfnis für eine Novelle von seiner Hand, die eben in einer Monatschrift erschienen und die erfüllt war von seinem herben Einsamkeitspathos, seinem tiefen und liebevollen Spott über philisterliches Glück. Der Brief soll ihm ein wenig Freude gemacht haben, noch auf dem Krankenbett, und wie froh muß ich sein, daß ich in allerletzter Stunde tat, was ich so oft hätte tun können. Aber warum tat ich es eben jetzt?

Wir nehmen Abschied von dir, Friedrich Huch, lieber, edler Freund, lieber und edler Dichter. Wir grüßen dich, wir danken dir, wir werden dich niemals vergessen.